HEIMATVEREIN SCHÖNAICH E.V.

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE

SCHÖNAICHER MITTEILUNGSBLATT

Ausgabe Nr. 71 • November 2015 www.heimatverein-schoenaich.de

„Säages" - das wichtigste Hand-Werkzeug der alten Bauern

Die Kunst des Mähens, Dengelns und Wetzens

Bereits in frühmittelalterlichen Bildern sind neben Sicheln und anderen Erntewerkzeugen auch Darstellungen von **Sensen** zu finden. Während der Bauernkriege wurde die Sense von den rebellierenden Bauern sogar als einfache Waffe verwendet.

Die Sense hat ihren Namen vom althochdeutschen Wort „Segensa" *(die Schneidende);* Schwaben bezeichnen sie folgerichtig, und so auch in Schönaich, als „Säages", wobei das ä lang und das a kurz gesprochen wird; auch auf Berndeutsch heißt sie ‚Säägesse', auf dem ä betont) und ist ein Gerät zum Mähen von Gras und Getreide.

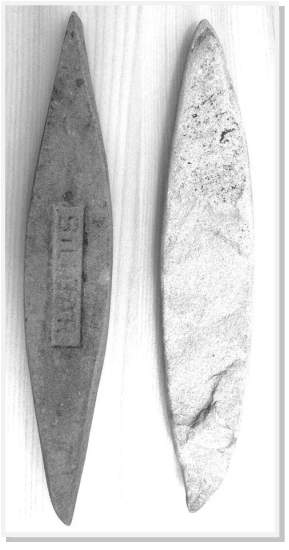
In der Entwicklung gab es eine mittelalterliche Zwischenstufe in Form der **Sichte** bzw. der Knie- oder **Hausense**, quasi einer Sichel mit Stiel. Vorteil der Sichte gegenüber der Sense ist, dass die Halme und Ähren gleichmäßiger nebeneinander liegen; im Vergleich zur insoweit noch vorteilhafteren Sichel ist der Strohertrag durch die geringere Stoppelhöhe höher. Erst später montierte man an die Sense ein sog. **Reff**, also einen tuchbespannten Holzbügel um das Getreide sauber umzulegen. Mit der Sense erzielte man wiederum aber eine höhere Flächenleistung als beim Mähen des Getreides mit der Sichel. Viele Bauern lehnten es trotzdem noch um 1900 ab mit der Sense reifes Getreide zu mähen, da der Ausfallverlust zu hoch erschien. Nur die damals schon „faule Jugend" wollte sich dann aber nicht mehr bücken und griff lieber zur Sense!

Dengeln, bezeichnet ein Verfahren zum Schärfen der Schneide einer Sense oder Sichel, bei dem diese zu einer dünnen, scharfen Schneide durch Hämmern ausgetrieben wird. Die erzeugte Schneide wird als **Dangel** bezeichnet. Durch gezielte Schläge wird das Sensen-, Sichten- oder Sichelblatt in einem schmalen Streifen entlang der Schneidkante ausgezogen und verdünnt. Diese dünne Schneide wird durch die Mäharbeit und das regelmäßig erforderliche Wetzen im Laufe der Zeit wieder abgetragen. Eine Sense, die viel benutzt wird, muss daher auch öfter neu gedengelt werden. Zum Dengeln werden zumeist Dengelhammer und Dengelamboss verwendet. Oft haben die Bauern nicht selbst gedengelt und überließen diese Kunst den Schmieden.

In Schönaich hatte sich z. B. der Schmied-Mack in der Großen Gasse als Haus- und Hofschmied auf das Dengeln spezialisiert. Immer zu Anfang der Saison ließ man neu dengeln und erst am Ende der Saison, also an **„Märde",** dem Martinstag am 11. November bekam der Schmied das Dengelgeld bzw. musste dies oft nachdrücklich einfordern und die Bauern an ihre Schuld erinnern. An diesem Tag begannen und endeten auch Dienstverhältnisse, Pacht– und Zinsfristen. Landpachtverträge beziehen sich heute noch auf „Martini" als Anfangs- und Endtermin, da der Zeitpunkt dem Anfang und Ende der natürlichen Bewirtschaftungsperiode entspricht. Der Martinstag wurde deshalb auch Zinstag genannt.

Wetzen. Die Sense bekommt ihre Schneide grundsätzlich durch das Dengeln. So richtig scharf wird sie aber erst durch das Wetzen, was eine richtige Kunstfertigkeit darstellt. Durch das Wetzen bekommt die Sense sozusagen den letzten Schliff der nötig ist um mit ihr leicht mähen zu können. Gewetzt wird nach jeder Mahd, also alle paar Meter sobald man das Gefühl bekommt, dass es nicht mehr so richtig läuft. Gewetzt wird von innen nach außen in rhythmischen Bewegungen und muss erlernt werden. Gut gewetzt ist halb geschafft.

Wetzsteine. Die unterschiedlichen Wetzsteine erkennt man an ihrer typischen Form, sie laufen am Anfang und am Ende spitz zu. Sie unterteilen sich in Kunst- und Natursteine, in grobe und feine, in harte und weiche. Natursteine haben eine sehr kleine Schleifwirkung. Sie richten einen dünnen Dangl, der sich beim Mähen immer leicht verformt, wieder gerade. Mehr eigentlich nicht. Weiche Natursteine habe eine leichte Schleifwirkung, dienen aber auch in erster Linie dem Geraderichten. Bei Kunststeinen schaut das schon anders aus. Je gröber der Stein desto größer die Schleifwirkung. Eigentlich richtet sich die Wahl des Wetzsteines nach dem Mähgut bzw. der Dicke des Dangls. Je dünner der Dangl desto besser ist die Schneidewirkung. Leider verbiegt sich so ein dünner Dangl auch leicht, wenn er auf harte Gräser trifft.



Kumpf. Der Wetzsteinbecher oder Köcher wird am Hosengürtel befestigt und wird mit Wasser oder gar Essigwasser gefüllt. Dadurch wird der Wetzstein gereinigt, wobei gesagt werden muss, dass das und das Wetzen früher einer kleinen Wissenschaft gleichkam.

St. Martin ist ein harter Mann - für den, der nicht bezahlen kann

„Belzmärde" = Nikolaus — „Märde" = Zins- und Pachttag

Bei uns im Schwäbischen spricht man von einem **„Belzmärde"** und meint damit den Nikolaus oder Weihnachtsmann im Pelzmantel. Man spricht aber auch vom „Märde" und meint damit den Martinstag. „Märde" ist der volkstümliche Ausdruck für den Martinstag am 11. November. An diesem Tag wurde ausschweifend gegessen und getrunken.

Als römischer Offizier teilte einst Martin seinen Mantel mit einem Bettler. Später wurde er Bischof von Tours (gest. 397 n. Chr.) und wegen seiner vielen guten Taten heilig gesprochen.

Luther, geboren am 10. November 1483, wurde am 11. dem Martinstag auf diesen Namen getauft. So kann man heute entweder den katholischen Heiligen mit Laternenumzügen und Martinsfeuern feiern - oder auch den Reformator.

Martinstag ist historisch gesehen auch der Zahltag. Am 11. November war seit dem Mittelalter Zins- und Pachttag sowie vertraglicher Arbeitsbeginn oder -ende für das Gesinde. Knechte und Mägde konnten „kündigen" und den Dienstherrn wechseln. An diesem Tag war der Hauptzinstag, bei dem unter anderem (Martins-) Gänse als Hauptzahlungsmittel verwendet wurden. Das neue Wirtschaftsjahr des Bauern begann und an das Gesinde wurden die Löhne bezahlt. Das Korn war eingeholt und der Wein gelesen und gekeltert. Der Winter konnte kommen. Neue Pachtverträge wurden geschlossen oder alte verlängert und Steuern meist in Form des „Zehnten" wurden abgeführt.

In früheren Zeiten sei an diesem Tag der so genannte Zehnte fällig gewesen, der in Form von Naturalien an den Grundherrn habe entrichtet werden müssen. Das sei natürlich erst nach der Ernte möglich gewesen. Auch die noch bis ins letzte Jahrhundert übliche Verpachtung von Äckern und Wiesen gegen Naturalien sei an diesen Termin gebunden gewesen.

Heute noch suchen viele Landwirte um den Martinstag herum ihre Verpächter auf, um den Pachtzins persönlich zu überbringen. Diese Tradition biete die Gelegenheit, die guten Beziehungen zum Verpächter zu pflegen. Landwirtschaftliche Grundstücke würden heute fast ausschließlich gegen einen jährlich zu zahlenden festen Geldbetrag verpachtet. Die früher weit verbreitete Bindung des Pachtzinses an die Preise landwirtschaftlicher Produkte, mit der sich die Pächter gegen die Folgen der Geldentwertung hätten absichern wollen, sei heute fast verschwunden. Nach wie vor werden die allermeisten Pachtverträge mündlich abgeschlossen und per Handschlag besiegelt.

Zum Martinstag wird in vielen Gegenden Gänsebraten auf den Tisch gebracht. Diese Tradition hängt aber nicht nur von der Verehrung des Heiligen Martins ab. Früher fürchtete man nach der eingebrachten Ernte Dämonen wie den „Kornkater", die „Habergeiß" oder den „Weizenbock" oder schlicht eine Gans, die das Korn wegfrisst. Mit der Schlachtung einer dieser Gänse hoffte man diese Dämonen zu bannen. Vielleicht deshalb war dann auf Mitte November der erste Schlachttag für die Gänse angesetzt, die seit „Bartl" dem 24. August (dem Bartholomäus-Tag) gemästet wurden, sowie für Rinder und Schweine, die man nicht durch den Winter füttern wollte oder konnte *(„dr Barthel" soll übrigens der Mann gewesen sein, der bei der Hochzeit zu Kanaan für den Wein zuständig war und damit also wusste „wo man den Most holt").*

D'r Pelzmärte, um auf den zu kommen, war wiederum nichts anderes als das Äquivalent zum **Heiligen St. Martin.**

Nach dem Namens-Tag begann dann auch die Fastenzeit zur Vorbereitung der Weihnachtstage und damit die Zeit des Pelzmärte.

Der **„Belzmärde",** auch Belzmichel, Schällamärde oder Butzagraule genannt, ist eine vermummte Gestalt, die in der Zeit von Martini bis Weihnachten eigentlich nur **in evangelischen Gebieten** erscheint - in evangelischen Orten deshalb, weil die Protestanten als Folge der Reformation **nicht mehr den katholischen Heiligen St. Nikolaus** verehren wollten.

Für die Kinder ist der Belzmärde einerseits eine Schreckfigur, andererseits beschenkt er sie mit Äpfeln und Nüssen, wenn sie von den Eltern ein braves Verhalten bestätigt bekommen.

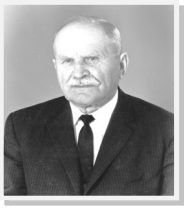
Es sieht so aus, als ob der Pelzmärte seinen Namen deshalb hat, weil er mit einem Pelz behängt ist. Doch dem ist nicht so. Das Wort Pelz - bis ins 18. Jahrhundert „Belz" geschrieben - soll hier auf das Verb belzen oder pelzen zurückgehen, was „den Pelz abziehen", daneben auch "einem den Pelz ausklopfen", also schlagen, bedeutet. Im Vergleich mit den beiden Gestalten im katholischen Bereich, den **Santa Klaus** und **Knecht Ruprecht,** der eine für das „Gute", der andere für das „Böse", stellt der Belzmärde eine janusköpfige Figur dar: er vereinigt zwei sich eigentlich widerstrebende Verhaltensweisen: einerseits der Bestrafende, andererseits der Beschenkende. Man kann Kindern damit Angst einjagen, denn niemand weiß so richtig wie der Belzmärde wirklich auszusehen hat.

Muss man sich den Belzmärde so vorstellen ?

oder eher so?:

Fortsetzung (6) der Lebenserinnerungen von Gottlob Lauxmann

Diese Lebenserinnerungen hat **Gottlob Lauxmann** im Winter **1975/1976** eigenhändig aus dem Gedächtnis heraus aufgeschrieben. Er war einer der Wenigen die beide Weltkriege aktiv als Soldat miterlebt hatten. In der vorherigen Fortsetzungsgeschichte Nr. 5 wurde erzählt von Lazarettaufenthalten, der Entlassung während des Krieges und die wiederholte Einberufung zu Ende des 2. Weltkrieges. Er diente in einer Flak-Batterie und war Augenzeuge des Bombardements auf Pforzheim bei dessen Angriff zigtausende Zivilisten ums Leben kamen. Fast in Gelassenheit erlebte er nun das Ende des 2. Weltkrieges in einer Feldscheuer auf der schwäbischen Alb.



In französischer Gefangenschaft

Unsere nächste Station war die Irrenanstalt in Bad Schussenried. Da wurden wir am andern Tag in einem Schulhaus untergebracht. Eines Tages kam ein französischer Feldwebel der einige Jahre in deutscher Gefangenschaft war in den Schulsaal. Er gehörte jetzt zu der Ortsverwaltung und suchte einen Mann. Auf einmal kam er auf mich zu und sagte: „Kommen Sie mit, ich habe Arbeit für Sie.“ Er sprach gut Deutsch und war auch ein feiner Mann. Auf dem Bahnhof mussten die Deutschen wieder abliefern, was diese vorher aus den Zügen geholt hatten. Es war Verpflegung, allerlei gute Sachen, Bekleidungsstücke usw. Ich bekam die Erlaubnis, zu nehmen was ich wollte. So holte ich mir einige Sachen, aber wozu? Ich musste auf den Märschen die nun folgten alles tragen um es dann irgendwo, wo wir wieder gefilzt wurden, wegnehmen zu lassen. Ich werde später darauf eingehen, wie mich Gott hat korrigieren müssen. Wir mussten nun tagelang marschieren, bis wir endlich in Tuttlingen ankamen. Dort brachten wir auf einer Wiese, später in Baracken ca. 14 Tage zu, ehe wir am 14. Mai 1945 mit Lastwagen Richtung Frankreich abtransportiert wurden.

Hungrige Wölfe

Ich muss hier leider berichten, dass manche Kameraden sich benahmen wie hungrige Wölfe, als es beim Verteilen der Essensrationen manchmal knapp herging. Ich betete zu Gott: „Du willst doch nicht, dass Deine Kinder sich auch so benehmen wie die wilden Tiere. Ich vertraue Dir, dass du mich auch mit Wenigem durchbringst.“ Ich durfte dann zweimal erleben, dass mich ein Franzose vom Wachpersonal von hinten nach vorne holte und mich an die Ausgabestelle führte, wo ich vermutlich wegen meines Alters gleich als erster Essen fassen durfte. Es war nicht immer derselbe Franzose. Wenn wir im Freien lagen, konnte man keine Schuhe oder Bekleidungsstücke ausziehen, nur wenn man sich direkt darauf legte, denn es wäre alles schnell verschwunden gewesen. Ich schreibe das ungern, aber es heißt nicht umsonst: In der Not wird der Mensch zur Bestie. Mit Lastwagen wurden wir weitertransportiert nach Kehl am Rhein. Hier blieben wir 2 Tage.

Wieder zurück in Frankreich

Wir mussten dann zu Fuß über den Rhein nach Straßburg marschieren. Dort lagen wir in der Sonnenhitze herum. Es kamen auch gleich wieder Filzer, um uns auszurauben. In zwei Reihen standen wir auf der Straße. Unsere Rucksäcke, Brotbeutel und Wäschebeutel mussten alle entleert und offen gelegt werden. Das einzig Gute an der Sache war, dass unser Gepäck ständig leichter wurde. Als die Aktion beendet war und wir wieder einpacken konnten, sah ein Kamerad, dass ich zwei Mützen hatte. Ich hatte die schöne Mütze vor der Filzung auf dem Rücken versteckt. Er bat mich, ihm eine von den Beiden zu geben, da ihm seine eigene Mütze gestohlen worden sei. Ich hatte den Kameraden vorher noch nie gesehen und sagte zu ihm deshalb: „Die neue Mütze möchte ich nicht hergeben und diejenige die ich auf dem Kopf habe, brauche ich selber“ *(wegen der Sonneneinstrahlung im Freien).* Es war mir danach aber gar nicht wohl. Ich wurde innerlich gleich gestraft und eine Stimme sagte mir, dass ich die schöne neue Mütze wohl nicht heimbringen werde, weil ich nur einen Stolz mit ihr haben will.

Der Hut flog ihm vom Kopfe

Freude und Frieden waren auch sofort aus meinem Herzen gewichen. Wir wurden dann in Straßburg in einen Güterzug verladen, in dem früher Kohlen transportiert worden sind ohne gereinigt zu werden. Es lag ca. 3-5 cm dicker Kohlenstaub auf dem Boden und wir sahen bald aus wie Kongolesen. Wir durften unsere Köpfe bei Tag nicht zeigen, denn man war vor Steinen und Kugeln nicht sicher, welche die französische Bevölkerung im Zorn auf uns ablud. Bei Nacht aber sah ich mal über den Wagenrand hinaus. Da kam auf dem anderen Gleis ein Schnellzug angerast und vom Luftzug wupp – nahm es mir meine Mütze vom Kopf und wirbelte in der Luft davon. Ich hätte sie in Straßburg dem Kameraden geben sollen, dann hätte ich mir die Traurigkeit erspart. Am anderen Tag fuhren wir um die Mittagszeit in den Bahnhof einer Stadt ein.

Was uns hier an Hass von der Bevölkerung entgegenkam ist fast nicht zu beschreiben. Die hätten uns am liebsten alle gleich umgebracht. Über die Bahnsteige führte ein Personensteg um die Gleise zu überbrücken. Dieser Übergang war voll von grölenden und schimpfenden Franzosen. Sie spuckten auf uns herunter und bewarfen uns mit Steinen und anderen Gegenständen. Wir konnten nur noch zum Schutz unsere Mäntel über den Kopf ziehen und wer hatte, sich mit Zeltplanen zudecken. Danach fuhr eine Lok am Zug vorbei, die mit einem Schlauch heißes Wasser auf uns spritzte. Sie fuhr ganz langsam, so dass wir ziemlich viel abbekommen haben. Aber nicht genug damit. Wir meinten schon, der Zug fahre jetzt aus der Hölle heraus, da, ganz langsam, fuhr er jetzt an die Stelle heran, wo die Lok sonst mit Wasser befüllt wird. Ein Wagen nach dem andern fuhr am Wasserrohr vorbei. Wir freuten uns zuerst, dachten, wir könnten endlich unsern Durst stillen und Wasser fassen. Aber das verging uns schnell wieder. Als wir nämlich näher an die Stelle kamen, sahen wir, wie schenkeldick das Wasser aus dem Rohr kam. Wir wollten doch nur etwas Trinkwasser in unser Kochgeschirr bekommen. Dieses wurde uns regelrecht aus der Hand geschlagen und lag jetzt in der Kohlensuppe im Wagen. Vorher war es ein Kohlenbrei und nun mit heißem und mit dem vielen kalten Wasser wurde es zur Suppe. Das war etwas für die hasserfüllten Franzosen. Die jubelten und jauchzten. Es wurde Zeit, dass viele an die Arbeit mussten und es wurde merklich stiller auf dem Bahnhof. Unser Zug fuhr auch bald ab. Am andern Tag kamen wir am Bestimmungsort an.

Bourges hieß die historische Stadt, nahe Paris. Unser Zug stand wieder eine Stunde lang auf dem Bahnhof, ohne dass wir aus den Wagen durften. Es war noch früh am Morgen und schönes Wetter und wir wurden dieses Mal nicht belästigt. Wir mussten dann antreten. Keiner wollte in der 6. Reihe auf der Außenseite, weil alle dachten, die Außenseiten bekämen am meisten Abfälle ab, falls wieder auf uns geworfen würde. Kaum

hatten wir den Bahnhof verlassen, war die Hölle schon wieder los. Man hätte meinen können, nun bringen sie uns alle um. Die Begleitmannschaft schlug mit ihren Gewehrkolben auf uns ein, damit wir schneller laufen. Auch Zivilisten, mit Stöcken bewaffnet, machten sich hinter uns her und traktierten uns. Es gab ein furchtbares Geschrei und Gejohle mit dem Ruf „Heil Hitler“. Ich musste denken: „Das ist nun das Ende der glorreichen deutschen Armee. Sind die Deutschen in den letzten Jahren alle so wüst gewesen, dass ein solch furchtbarer Hass entstehen konnte?“ Aber das wollen wir Gott dem Herrn überlassen, er ist der gerechte Richter, er weiß es am besten.

Im 1. Lager

Unser Gefangenenlager war eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und lag in einem Vorort. Wir wurden in die verschiedenen Baracken verteilt. Es mussten in eine Baracke so viele Männer hinein, dass man bei Nacht nicht auf dem Rücken liegen konnte, weil der Platz nicht ausreichte. Es war auch kein Holzboden in den Baracken, sondern nur der blanke Beton. Unser Mittagessen bestand aus vier gekochten Kartoffeln, die in verrosteten alten Waschkesseln gegart wurden. Die Kartoffeln wurden vorher auch nicht gewaschen bevor sie gekocht worden sind. Außerdem gab es viele Schlechte dabei und keine Möglichkeit zum Umtausch gegen eine Gute. So ging es 4 bis 5 Wochen. Zuletzt konnte es vorkommen, dass unter den 4 Kartoffeln nur 2 genießbare waren. Der Hunger nahm natürlich immer mehr zu und wir wurden zusehends schwächer. Wenn wir uns vom Betonboden erhoben, mussten wir uns gleich an der Wand festhalten, damit wir nicht wieder umfielen. Als wir antreten mussten um kontrolliert zu werden, ob wir die Zeichen der SS unter der Achsel hatten, fragte der französische Offizier ob meines korpulenten Körperbaues den deutschen Offizier: „Das ein Backer?“ Er wollte wissen ob ich Bäcker sei. Die Mitgefangenen fragten mich natürlich auch: „Warum bist du noch nicht so abgemagert wie wir, du hast doch auch nicht mehr zu essen?“ Ich hatte gleich am Anfang der Gefangenschaft den Herrn gebeten: „Herr Jesus, Du kannst mich auch mit Wenigem am Leben erhalten, ich traue es Dir zu.“

2. Mütze auch weg

Aber Gott der Herr musste noch mit mir abrechnen, wegen der Mütze, mit der ich daheim einen Stolz haben wollte. Oh, er nimmt es genau bei seinen Kindern. Wir waren jetzt schon einige Wochen im Lager und ich saß ganz allein mit meiner Bibel draußen auf einem Holzbalken. Meine neue Mütze die ich ja noch hatte, habe ich an einen Nagel gehängt, ehe ich anfing zu lesen. Dann rief mich ein Kamerad in die Baracke in das Dienstzimmer, weil ich da einige Angaben machen musste. Ich ließ meine Mütze so lange an dem Nagel hängen, mit dem Gedanken, du kommst ja bald wieder. Es dauerte auch gar nicht lange, aber die schöne Mütze hing nicht mehr da. Der HErr hat es zugelassen, musste ich mir sagen, damit die Schuld endgültig bereinigt wird. Von da an war wieder Friede und Freude ins Herz eingezogen. Man holte mich, um in der Kaserne in Bourges Brot zu fassen. Keiner wollte mehr mitgehen, da unterwegs Schüler uns Deutsche immer mit Steinen bewarfen. Diesmal war nun ein neuer französischer Begleitmann dabei, der noch nicht lange aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrt ist. Bei ihm merkte man nichts von Hass. Er setzte sich zu mir auf den Wagen und benahm sich wie ein Kamerad. Er sprach sehr gut deutsch und erzählte mir von seiner Gefangenschaft. Er erzählte, dass er es nicht schlecht gehabt habe bei den Deutschen, aber es sei oft auch anders gewesen bei anderen Kameraden. Als wir in den Ort hineinfuhren, rottete sich schon wieder eine Schar zusammen, um mit Steinen auf mich zu werfen. Da stand mein Begleitmann auf und schrie sie an, dass sie ihre Steine gerne fallen ließen. Das war so wohltuend für mich, als Gefangener einen solchen Schutz zu haben. Er gab mir auch ein ganzes Brot als Extragabe. Auf dem Heimweg sah man keinen der Steinewerfer mehr.

Böblinger und Sindelfinger

Im Lager selbst herrschte jetzt der Tod. In den Sommermonaten sah man fast alle Morgen einige Tote vor den Baracken liegen. Von den mitgeschleppten Gegenständen hatte ich immer noch eine schöne italienische Offiziershose bei mir, die ich zu gerne heimbringen wollte. Bei jeder Filzung musste ich sie gut verstecken. Eines Tages aber fragte ich mich selbst: „Bist du jetzt los von den schönen Sachen, oder nicht?“ Ein Landsmann von mir, der bei mir im Lager war, kam hinaus zur Arbeit bei einem Bauern. Er war noch sehr jung und hatte eine ganz zerrissene Hose. Nun kam er zu mir und fragte, ob ich ihm nicht meine Hose gäbe, denn er wusste, dass ich im Besitz von zwei Hosen bin. Ich hatte ihm meine schöne Hose einmal gezeigt, nun sagte er aber gleich: „Die gute will ich natürlich nicht“, aber ich entgegnete ihm: „Gerade meine Schöne bekommst du, denn ich hatte Sorge es könne mir gehen wie mit den zwei Mützen.“ Ich war jetzt gelöst von den schönen Sachen. Von da an konnte ich auch wieder vertrauliche Gespräche mit manchen Kameraden führen.

Der erste war gleich ein Sindelfinger. Seine Mutter besuchte da die Gemeinschaftsstunde und er war, so er heimkäme, nun auch fest entschlossen, dort hinzugehen. Er holte sich immer meine Bibel und auch meine Brille dazu. Im September kam er aber in ein anderes Lager in dem er leider verstorben ist. Ich hatte auch einen Kameraden aus Böblingen, der mich immer daran erinnerte meine Zigarettenration gegen Brot und Suppe zu tauschen. Er sehnte sich danach, heim zu seiner Familie zu kommen, ist aber leider auch im September im Lager gestorben. Seinen Rat mit den Zigaretten hatte ich mir aber zu Herzen genommen, wollte jedoch keinem hungrigen Kameraden Brot oder Suppe wegnehmen. Die leidenschaftlichen Raucher waren übel dran, denn sie konnten nicht widerstehen. Selbst wenn sie so kraftlos waren, dass sie kaum mehr gehen konnten, war ihnen eine Zigarette lieber als etwas zu essen.

Selbstversorger

Einige Polen die es auch nach Frankreich verschlagen hatte, gingen jeden Tag zur Arbeit in die dortige Kaserne. Am Abend brachten sie fast jeden Tag noch etwas Mittagessen mit ins Lager. Sie riefen dann: „Für eine Zigarette eine kleine Büchse Essen!“ Ich dachte bei mir: „Denen bringt es keinen Schaden wenn sie rauchen. Da kann ich eintauschen.“ So wurde ich Selbstversorger. An einem Abend kamen sie wieder anmarschiert mit einigen Büchsen vom Mittag und es war ein heißer Augusttag. Es war ziemlich viel Fleisch mit dabei. Sie riefen wieder: „Eine Zigarette für eine große Büchse Suppe!“ Da war nur noch einer im ganzen Umkreis vorhanden, der Zigaretten hatte und der war ich. An diesem Abend fanden sie keine weiteren Abnehmer für ihre Büchsen und aßen deshalb auch selbst solange bis sie nicht mehr konnten. Den Rest verschenkten sie noch großzügig. In der Nacht kamen dann aber die „Nachwehen“. Die Polen mussten immer wieder auf die Latrine rennen, waren aber besser dran als ich. Mit furchtbaren Schmerzen im Bauch musste der „Selbstversorger“ die Nacht zubringen.

Am andern Morgen wurde ich als Schwerkranker ins Revier *(militärisch Sanitätsbereich)* gebracht. Meine Kameraden meinten sie sähen mich nicht wieder. Es war eine schwere Fleischvergiftung, die ich mir da zugezogen hatte. Etwa 10 Tage lang konnte ich nichts Essbares mehr sehen, geschweige denn genießen. Nur Kamillentee bekam ich zu trinken. Meine Kameraden sagten: „Nicht einmal 2 Pfennige geben wir für dein Leben!“ Als ich so schwach und elend dalag, kamen auch die Anfechtungen. In Gedanken flüsterte ich mir ein, du hättest gar nicht in Gefangenschaft kommen brauchen, wenn du die Gelegenheit in Schussenried wahrgenommen hättest. Es wurde dir doch ein alter Anzug und ein Fahrrad von einem Kaufmann angeboten, warum hast du es denn nicht angenommen und bist damit in die Heimat gefahren? Als ich wirklich in der Not erkannte, dort einen falschen Weg gegangen zu sein, fragte ich

Gott: „Herr Jesus, du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben, du kannst mir mitteilen, was Wahrheit ist. Du kannst mir den Tag sagen an dem Dein Wille für meinen Weg offenbar wird.“ Er führte mich auf die Losung vom 10. Dezember. Ich holte mein **Losungsbüchlein** *(das bis heute in fast unveränderter Form jährlich neu erscheint)* in aller Schwachheit hervor und las die Losung dieses Tages: „Ich habe dich den Weg geführt.“ Wie haben mich diese sechs Worte zu Dank und Anbetung veranlasst, einen solch lebendigen und nahen Heiland zu haben, der sich seinen Kindern so herrlich offenbart. Ich war bald wieder hergestellt. Das war auch ein Wunder des Herrn das er an mir getan hat. Ein Selbstversorger wollte ich nun nicht mehr werden. Ich merkte, dass es besser ist, von Ihm, dem Herrn, versorgt zu werden.

***Die Losungen** der Herrnhuter Brüdergemeine gibt es schon länger als 275 Jahre. Der erste Spruch, das ist die Losung, heißt so, weil er aus einer Sammlung von über 1800 Bibel-Sprüchen gelost wird. Für jeden Tag im Jahr wird ein Spruch gezogen. Dieser Spruch stammt immer aus dem Alten Testament. Der zweite Text heißt **Lehrtext.** Er wird nicht gelost, sondern speziell ausgesucht.*

2. Lager

Wir wurden dann im September in ein anderes Lager verlegt. Es wurden ältere Leute herausgesucht und es hieß, es sei ein Entlassungslager. Wer wollte da nicht dabei sein? Die Stadt hieß **Chartres**, bekannt durch die Kathedrale „Notre Dame“ südwestlicher Vorort von Paris. Das Lager war außerhalb der Stadt. Auf dem Transport hatten wir eigentlich nichts zu leiden. Die Bevölkerung war jetzt etwas gemäßigter als vor einem Vierteljahr. Für uns eine Wohltat. Auch die Verpflegung war jetzt besser. Unsere Lagerstätte war nun nicht mehr der Betonboden, sondern vierstöckige Drahtfallen. Das äußere waren Holzbretter und wir selbst lagen auf dem Drahtgeflecht. Es war jetzt Schluss mit der Heringsverpackung, denn man konnte sich jetzt auch auf den Rücken legen. Das Ganze war eine sehr große Halle, in der während des Krieges die deutsche Luftwaffe ihre Flugzeuge reparierte. Wenn einer nicht aufpasste, so hatte er sich in den vielen Gängen und Reihen von Bettstellen schnell verirrt, was oft vorkam.

In früheren Lagern fand ich ganz wenige wahre Christen und hier habe ich gleich eine ganze Anzahl gefunden. Es war mir eine große Freude Pfarrer Wilhelm Renner, zu begegnen, der uns dann zusammen nahm, um eine Bibelstunde zu halten. Wir waren immer ca. 20 bis 25 Mann. Er hat bei der Lagerverwaltung um die Erlaubnis gebeten, uns jeden Abend versammeln zu dürfen und hat sie auch gleich erhalten. Seine Pfarrkollegen waren aber gar nicht erbaut über diese Zusammenkünfte. Von den Bibelstunden am Vormittag, bei denen die Pfarrer sich ablösten, war keine so gut besucht, wie die von Pfr. Renner. Das löste natürlich auch Neid aus. Die Gottesdienste fanden in der Baracke statt, in der die Pfarrer ihre Unterkunft hatten. Das war natürlich schon ein Unterschied, unserer Behausung gegenüber und für die gewöhnlichen Landser nichts Leichtes, das mit anzusehen. Deshalb hatte Pfr. Renner auch auf diese Unterkunft verzichtet und sagte, er wolle lieber unter den gewöhnlichen Soldaten sein und ihr Los teilen. Das war eine Entsagung und Verzicht, aber er tat es gern und die

Soldaten nahmen ihm das Wort besser ab. Er sagte gleich am Anfang zu mir: „Jetzt sei er erst ½ Jahr alt, denn erst in dem großen Sterbelager in Rüdesheim am Rhein sei er zur Bekehrung gekommen angesichts des Massensterbens dort.“ Er hatte auch hier viele Beerdigungen zu halten. Dazu holte er mich immer ab und ich musste neben ihm gehen damit er sich nicht so allein fühle, und gestärkter sei in seinem Dienst.

Lager-Brüder

Ich hatte noch einige solche Lager-Brüder, mit denen ich ein gutes Verhältnis pflegte wie David und Jonathan. Zwei davon sind noch (1976) am Leben. Einen davon habe ich in diesem Jahr (1975) schon in Ebingen besucht. Mein Sohn wollte mit mir an Fronleichnam eine Spazierfahrt machen. Ich sagte gleich, nur so rum fahren möchte ich nicht, dann fahr mich einfach nach Ebingen zu meinem Freund und Kriegskameraden, ich will sehen ob er noch lebt, denn er ist sieben Jahre älter als ich. Als ich an dem Haus auf die Klingel drückte, schaute seine Tochter zum Fenster heraus. Sie meinte, es sei ihr Bruder, der sie und ihren Vater (86) zu einer Ausfahrt abholen sollte. Ich fragte gleich: „Lebt der Vater noch?“ Sie antwortete: „Ja, aber der wird Sie Herr Lauxmann nicht mehr erkennen, denn er hat seit einem Jahr Arterienverkalkung. Aber kommen Sie nur herauf, ich sage ihm nicht wer kommt“, denn sie wollte sehen, ob der Vater mich noch erkenne. Als ich dann ins Zimmer trat, rief er freudig aus: „Jetzt besucht mich mein Bruder Gottlob noch. Wie mich das freut“, und nahm mich in den Arm. Die Tochter meinte: „Man sollte es nicht glauben, dass er Sie noch erkannt und sogar den Namen gewusst hat.“ Da hat es auch geheißen wie bei Jakob: „Da wurde der Geist Jakobs, ihres Vaters, wieder lebendig.“*(1. Mose 45,27)* Die Tochter hatte nur zu staunen, wie bei dem alten Vater die Erinnerungen wieder wach wurden.

Der andere aus der Gefangenschaft ist von Winnenden. Er war dort Bankdirektor bei der Volksbank und schon einige Jahre im Ruhestand. Er war mir als Christ ein rechtes Vorbild. Jeden Morgen beim Kaffeefassen ging er durch die Reihe in der ich lag, denn er war früher dran als ich. Dabei rief er mir immer *Losung und Lehrtext* des neuen Tages zu. Meine Kameraden freuten sich auch darüber, dass er den Umweg machte und uns die Bibelworte zurief. Neben mir lag ein Kamerad von der bayrischen Grenze, von Beruf Maurer. Er hatte so etwas noch nie gehört und konnte nicht genug Fragen an mich stellen. Ich habe diese ihm beantwortet.

Auf der anderen Seite lag ein Gemeinschaftsmann, der, wie er sagte, ihm dem Maurer, auch das Wort Gottes ausgelegt hätte. Dies widersprach aber dem, was ich zu Karl, so hieß der Maurer, gesagt hatte. Ich habe das oft gemerkt. Wenn ich weg war und dann wiederkam, konnte ich oft noch aus einem Gesprächsfetzen entnehmen um was es ging. Da hatte einmal Pfr. Renner eine ganz ernste Wortverkündigung und ich musste denken, da kann einem bange werden, wenn man noch mit unvergebener Schuld herumläuft. Nach der Versammlung kam doch tatsächlich der Gemeinschaftsmann mit dem Karl zu mir. Ich war gerade draußen im Freien. Er nahm mich auf die Seite und bat um Verzeihung, weil er immer gegen mich geredet habe. Den Karl hatte er mitgebracht, dass der das auch hörte. Der sagte daraufhin: „Ich habe gleich empfunden was Wahrheit ist und glaubte, was Gottlob mir sagte.“ Dann zog er eine Fotografie einer Frau heraus, die bei ihm während der Wehrmachtszeit auf der Schreibstube war. Dabei entstand ein Liebesverhältnis, obwohl Zuhause seine Ehefrau auf ihn wartete. Nun wollte er diese Last loswerden. Der Vortrag von Pfr. Renner habe es ihm heute angetan und er möchte seine Schuld bekennen. Nun verbrannte er die Fotografie vor unseren Augen. Ich empfahl ihm: „Wenn du aber heimkommst, so bekenne es auch deiner Frau, sonst wirst du die Sache nie ganz los.“ Er bekannte dann, dass seine Frau schon im letzten Urlaub zu ihm sagte: „Mann, zwischen uns ist etwas, ich spüre es so gut, sage doch was los ist.“ Aber er schwieg über diese Sache. Man kann hier an diesem Beispiel sehen, wie durch unvergebene Schuld man einen Menschen hassen kann. Wie schreibt der Apostel Johannes in seinem Brief in Kapitel 3: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger, (also ein Mörder) und hat das ewige Leben nicht bleibend in sich.*“(1.Joh.3, 15)* Ich bin dankbar gewesen, dass der Geist Gottes diese Buße bewirken konnte. Ich freute mich über den Karl, dass dieser Vorfall ihm keinen inneren Schaden zugefügt hatte. Er durfte wachsen am inwendigen Menschen und konnte öfters sagen,

dass er jetzt sogar dankbar sei dafür, dass er in Gefangenschaft gekommen sei. Er war nicht der Einzige der dies sagte. Im Dezember wurde es ziemlich kalt und damit verbunden kam wieder eine andere Versuchung ins Lager.

Schwarzmaler

Die Schwarzmaler, die es ja überall gibt, haben dies natürlich ausgeschlachtet. Ich habe ja erwähnt, dass wir lauter ältere Männer waren, so 50 - 60 Jahre alt. Durch die Kälte bekam einer nach dem andern ein Blasenleiden. Das Wasser lief in die Hose, und man merkte es erst, wenn es in der Hose etwas wärmer wurde. Wir hatten ja in dieser kalten Zeit immer gefrorene Hosen an. Das nützten nun „die zehn Kundschafter" reichlich aus, so dass das Barometer in der Stimmung gleich auch noch unter Null fiel. Sie sagten zu uns: „Glaubet nur nicht, dass wir das Leiden wieder verlieren. Das müssen wir behalten bis wir sterben."

Der HERR redete mit Mose und sprach: Sende Männer aus, die das Land Kanaan erkunden,….aus jeglichem Stamm ihrer Väter einen vornehmen Mann……Und als sie das Land erkundet hatten, nach vierzig Tagen... kamen zu Mose und Aaron und zu der ganzen Gemeinde der Kinder Israel ….und sagten ihnen….wie es stände, und ließen sie die Früchte des Landes sehen. Aber die Männer machten ein böses Geschrei unter den Kindern Israel und sprachen: Das Land, dadurch wir gegangen sind, es zu erkunden, frisst seine Einwohner, und alles Volk, das wir darin sahen, sind Leute von großer Länge…..Da fuhr die ganze Gemeinde auf und schrie, und das Volk weinte die Nacht. Und alle Kinder Israel murrten wider Mose und Aaron, und die ganze Gemeinde sprach zu ihnen: Ach, dass wir in Ägyptenland gestorben wären oder noch stürben in dieser Wüste! (4.Mose 13)

Ich selbst betete dann auch: „Herr Jesus, wenn das so ist, dann lass mich lieber hier im Lager sterben, als mit diesem Leiden heimkehren." Und siehe da, der ganze Aufruhr war umsonst. Es kam dann wieder gelinderes *(wärmeres)* Wetter und die Sonne schien wieder. Das Eis wurde zu Wasser und wir konnten uns und auch unsere Kleidungsstücke wieder waschen. Einer nach dem andern stellte fest, dass es mit dem Blasenleiden auch wieder besser wurde. Es ging nun auf Weihnachten zu und wir freuten uns auf dieses Fest so sehr wie kleine Kinder. Wir hatten auch Grund zur Freude, denn es war Frieden im Gefangenenlager eingekehrt. Die Franzosen überhäuften uns fast mit Essen, auf das manche, die nicht „geeicht" *(nicht darauf vorbereitet)* waren, zum Schaden war. Sie kamen am andern Tag schier nicht mehr von der „Stange" herunter *(beim Militär wird als WC ein sogenannter „Donnerbalken" benutzt, Anm. d. Red.).* Man konnte an dieser Geste aber sehen, dass die Franzosen auch eine andere Seite zeigen konnten. Ich möchte dazu und um diese guten Seiten aufzuzeigen, an dieser Stelle noch zwei Zeugnisse geben.

Edle Menschen

Es war noch im alten Gefangenenlager Burges, da setzte ich mich mit meiner Bibel in eine äußerste Ecke und las in aller Stille. Da ich den Baracken den Rücken zuwandte, sah ich nicht, dass ein französischer Offizier auf mich zukam und mich beobachtete. Ich merkte zwar, dass jemand hinter mir stand, drehte mich aber nicht sofort um. Ich reagierte deshalb nicht so schnell, denn ich dachte es sei ein deutscher Kamerad. Nun stand da aber ein französischer Offizier und den sollte man gefälligst beachten. Ich machte nun sofort die vorgeschriebenen Ehrenbezeugung und Meldung. Oben aber, an den Barackenfenstern, standen meine Kameraden und beobachteten gespannt was der Offizier nun mit mir wohl anstellen werde. Alles erwartete nun eine Bestrafung. Das erste war aber, dass er mich fragte, ob ich in der Bibel lese? Ich bejahte, und er sagte nur: „Gut so." Er fragte mich daraufhin noch mancherlei andere Dinge. Er sagte auch, dass er selbst in deutscher Gefangenschaft gewesen sei und es dort nicht schlecht gehabt habe. Er sprach sehr gut deutsch und sagte, dass er jetzt die Lagerleitung übernehmen werde. Ich durfte auch Fragen an ihn stellen. Was ich gerne von ihm wissen wollte war das Eine, wie lange es noch anstehen wird bis wir Älteren heim dürften. Er meinte, zu lange würde es nicht mehr dauern, es sei folgendermaßen: „Frankreich habe zu wenig Transportkapazität. Sie bräuchten die Wagen immer noch für Gefangenen-Transporte von Deutschland nach Frankreich." Ich musste nachher denken, es gibt doch auch unter den Franzosen edle Menschen die es gut meinen.

Liebestat

Das andere Erlebnis handelt von einer französischen Frau, die etwa 60 Jahre alt war. Nachdem ich mich von der Fleischvergiftung erholt hatte, meldete ich mich als Waldarbeiter zum Holzmachen damit ich aus dem eintönigen Lagerleben herauskam. Dazu musste ich aber viele Zigaretten eintauschen, damit ein anderer auf diesen vermeintlichen Vorzug verzichtete und ich überhaupt hinaus durfte. In den ersten Tagen war das keine Kleinigkeit für meinen geschwächten Körper. Aber für die Schwerstarbeit im Wald gab es auch eine größere Portion Mittagessen und Brot. Man spürte deshalb bald, dass die Kräfte zunahmen. Wir wurden mit Lastwagen am Morgen hingefahren und am Abend wieder abgeholt. Das war auch gut so, denn am Abend waren wir immer total müde und fertig. Zu Fuß war der Weg zwei Stunden weit, aber einmal gab es, warum auch immer, doch einen Fußmarsch.

Die Fahrer der Kraftwagen waren den Tag über irgendwo anders eingesetzt und konnten uns deshalb nicht abholen. Wir warteten lieber noch eine zeitlang, als zwei Stunden zu Fuß zu gehen. Doch an dem einen Tag war alles Warten umsonst. Die Wachmannschaft beschloss den Fußmarsch. Sie meinten zwar, dass wir evtl. unterwegs noch aufsteigen könnten, aber die LKW kamen nicht mehr. Als wir endlich in Burges ankamen, waren wir sehr müde und durstig.

Unser Weg führte zuvor an einem Obstgarten vorbei in dem eine Großmutter mit ihrem Enkel Pfirsiche erntete. Der Junge brachte gerade einen Korb voller Früchte und die Großmutter nahm ihm diesen zum Sortieren ab. Da warf sie einen Blick auf unsere Kolonne. Ich bat den Herrn: „Du kannst die Frau willig machen, mir einen Pfirsich herauszuwerfen." Meine Augen begegneten denen der Frau. Darauf hin stellte sie den Korb schnell ab, den sie noch in der Hand hatte, nahm einen Pfirsich von der größten Sorte und warf ihn mir zu. Es ging alles sehr schnell, aber ich konnte den Pfirsich geschickt auffangen. Die Begleitmannschaft machte ein großes Geschrei, weil das verboten war und schimpfte mit der Frau. Von mir wollten sie aber nichts und nahmen mir auch den Pfirsich nicht wieder weg. Ich musste den Herrn gleich bitten: „Bitte vergelte der guten Frau ihre Liebestat und lass mich in der Ewigkeit ihr dafür danken."

Weihnachten 1945 war für mich ein gesegnetes Fest. Nicht weil wir gutes Essen bekamen, sondern weil ich die Nähe Gottes in so reichem Maße erfahren durfte wie kaum einmal in meinem Leben. Da wurde die wahre Weihnachtsfreude nicht erstickt mit dem äußeren Kram und vielerlei Drumherum. Wir durften in die Kirche und waren etwa 2 Stunden beim Gottesdienst, den ich noch einmal so erleben möchte. Ein Gesangverein, der einige Wochen vorher zusammengestellt wurde, sang immer wieder dazwischen ein Weihnachtslied, welches geistliche Werte enthielt. Wie kostbar war es, diese Lieder anzuhören. Aber auch die Wortverkündigung der zwei Pfarrer war sehr gut. Es war eine „Elim-Station" für den inneren Menschen in der vollbesetzten Kirche. Dankbaren Herzens verließen wir die Kirche. In meiner Freude ging ich gleich auf meine Drahtfalle und dankte Gott für den gesegneten Heiligen Abend. In diesen Tagen bekam ich auch zum ersten Mal Post von Zuhause. Das war auch wieder eine große Freude von den Lieben etwas zu erfahren. Leider mussten wir im Lager in dieser Zeit spüren, dass Pfarrer Renner immer mehr auf die Seite gedrängt wurde. Wenn er an der Reihe war zum Wortdienst, wurde vorher oft bekannt gemacht, dass nicht er, sondern ein Professor spricht über das oder jenes Thema. Das hat wohl verschiedene Gefangene angelockt, die sonst nicht kamen, aber es waren zu hohe Worte für das Gehirn der „normalen" Gefangenen. Durch den großen körperlichen Hunger, konnte unser Verstand diese hohe Theologie nicht verarbeiten. Ich freute mich, dass Pfarrer Renner nicht verbittert darüber war. Seinen Bestattungsdienst durfte er aber fleißig weiter ausüben. Das verwehrte ihm niemand. Wir aber, die so gerne zu seinen Andachten kamen, sagten uns, dass es höchste Zeit wäre, endlich aus dem Lager hinauszukommen.

Entlassung als „anderer Mensch"

Es kam dann auch bald der langersehnte Tag, an dem die Tore zur Freiheit geöffnet wurden. Die Abschiedsversammlung wurde am 19.1.1946 in einer großen Halle gehalten. Der Lagerkommandant war auch anwesend. Es wurden Lieder ge-

sungen, Gedichte vorgetragen und Ansprachen gehalten, die zumeist mit dem Satz ausklangen: „Wir kehren heim als andere Menschen.“ Aber schon auf dem Transport wurden wir eines anderen belehrt. Die Verpflegung im Zug wurde für 3 Tage auf einmal ausgegeben. Da konnten manche Kameraden nicht einteilen und meinten, sie müssten alles an einem Tag verzehrt haben. Diese Verhaltensweise hatte natürlich ihre Folgen. An Weihnachten konnten sie, was jetzt im Zug nicht möglich war, ins Freie auf den Donnerbalken gehen, wenn das Essen nicht bekömmlich war. Die Waggontüren jedoch wurden nach wie vor von der Begleitmannschaft verriegelt. Licht gab es auch keines im Wagen und sie mussten so innen an der Türe ihre Notdurft verrichten. Was das bei Nacht oft für Auftritte und Ausfälle gab, will ich an der Stelle nicht weiter schildern. Es ist unbeschreiblich und es war so wenig von dem zuvor beschriebenen „anderen Menschen“ zu sehen und zu hören. Man hätte eher denken können, es sei ein Transportzug mit wilden Raubtieren, und nicht mit Menschen. Ich musste wieder einmal feststellen, dass es ohne Bekehrung und geistliche Wiedergeburt keinen „anderen Menschen“ gibt.

Nicht die Not im Gefangenenlager kann neue Menschen schaffen, sondern nur der Heilige Geist. Am dritten Tag kamen wir dann endlich an unserem Bestimmungsort Tuttlingen an, von wo wir das Jahr zuvor auch mit Lastwagen wegtransportiert wurden. Es gab nun nur noch eine Filzung ehe wir in die Freiheit entlassen wurden. Der Feldwebel der sie vornahm, nahm es nicht mehr so genau. Er rührte unsere Habseligkeiten nicht mal mit der Hand, sondern mit einem Stecken an. Am Sonntag, den 26. 1. 1946 konnten wir mit dem Zug in Richtung Stuttgart abfahren. Endlich einmal ohne Bewachung.

Schwerer Gang

Ich stieg in Böblingen aus, um leider noch einen schweren Gang zu machen. Der Familie Lutz musste ich die Nachricht überbringen, dass der Vater im Lager gestorben sei. Er hatte mich vor seinem Tod beauftragt, es seiner Frau mitzuteilen, wenn ich die Gefangenschaft überleben sollte. Die Frau tat mir so sehr leid, am Sonntagmittag vor dem Essen solch eine Botschaft zu bekommen. Ich hielt mich nicht lange bei ihr auf, sondern bot ihr an, sie könne mich in den nächsten Tagen besuchen, um über alle anderen Umstände zu sprechen.

Inzwischen erfuhr meine Familie von meinem Kommen. Am Ortseingang von Schönaich musste ich einer Frau, die dort auf mich gewartet hatte, leider auch mitteilen, dass ihr Mann, kurz vor meiner Entlassung, in ein französisches Kohlenbergwerk zur Arbeit abkommandiert wurde. Meine 2 Töchter (Lina und Maria) kamen mir schon entgegengerannt, als ich noch fern vom Hause war.

Wieder Zuhause

Im Hause war alles zum Willkommen schön gerichtet. Die Freude war groß bei allen, denn auch die Nachbarn und Verwandten kamen zur Begrüßung. Für mich fing somit auch wieder der Alltag an und ich musste mich zuerst an die neue Kost gewöhnen. Nach 4 Wochen, ebenfalls an einem Sonntag, kam mein ältester Sohn Gotthilf ebenfalls aus englischer Gefangenschaft zurück. Da war dann die Familie wieder komplett.

Aber eine neue Sorge um meine Gesundheit stellte sich bald ein. Im Gefangenenlager hatte ich schon einen Schmerz im Darm verspürt, der sich immer mehr steigerte. Damals ging ich in den letzten Wochen noch zum deutschen Lagerarzt, der mir sagte, er müsse zuerst Gummihandschuhe zur Untersuchung beschaffen. In den nächsten Tagen käme er in die Stadt und würde dann welche mitbringen, ich soll dann wieder herkommen. Ich bin dann wieder zu ihm gegangen und er untersuchte mich. „Für dieses Leiden sind Sie viel zu jung“, so seine Antwort anschließend zu mir und ich wusste jetzt Bescheid. Er wollte mich in ein Krankenhaus einweisen, aber er meinte, die französischen Ärzte wollten davon nichts wissen und führen für einen Gefangenen keine solche Operation aus. Deshalb müsse ich eben warten bis ich wieder daheim sei und dort gleich zum Arzt gehen.

Letzte Ölung

Es waren nun schon einige Wochen seitdem vergangen und die Schmerzen wurden immer schlimmer. Meine Frau drängte mich, ich soll doch zum Arzt gehen und dem sagen, dass das Schwitzen im Kopf doch auch nicht normal sei. In dieser Zeit sagte ich zu einem Gemeinschafts-Bruder: „Durch die Gefangenschaft bin ich gekommen, aber nun spüre ich, dass meine Tage gezählt sind.“ Ich machte mich also auf den Weg zum Arzt und es begegnete mir eine Frau, die auch die Gemeinschaftsstunden besuchte. Diese sagte zu mir: „Gottlob, heute Nachmittag ist in Stuttgart auf dem Wasen eine christliche Evangelisations-Versammlung und anschließend für Kranke noch eine Heilungsveranstaltung.“ Ich wurde innerlich gleich so überzeugt: „Das ist dein Weg, da gehst du hin.“ Beim Arzt sagte ich nichts von dem Darmleiden, nur von dem Schweiß am Kopf. Als ich wieder heimkam, erzählte ich meiner Frau mein Vorhaben. Sie sagte vorwurfvoll zu mir: „Als ob du 2 Stonda z’ Fuß noach Stugaert laufa kascht!“ „Du fällscht jo vor Schwäche om uf em Wäg.“ In dieser Zeit fuhr tagsüber noch kein Zug nach Stuttgart und so machte ich mich zu Fuß auf den Weg Richtung Rohr. Unterwegs spürte ich meine Schwachheit und es kam die Frage in mir hoch, ob ich Rohr überhaupt erreiche. Ich kam dann schließlich in Schweiß gebadet in Rohr an. An meinem Hemd war keine trockene Stelle mehr zu finden. Dort stand auch schon eine Straßenbahn bereit, aber die Wagen waren schon voll besetzt, so dass kein einziger Platz mehr zu bekommen war. Ich konnte mich, um mitgenommen zu werden, gerade noch auf einen offenen Wagen flüchten. Als sich die Straßenbahn in Bewegung setzte, merkte ich erst in welch gefährliche Lage ich mich mit meinen nassen Kleidern begeben hatte. Durch den Luftzug im offenen Wagen wurde alles an meinem Körper eiskalt und die Vernunft flüsterte mir ein, das wird jedenfalls „die letzte Ölung“ für dich sein.

Wasenerlebnis

Ich kam rechtzeitig im Zelt auf dem Cannstatter Wasen an und bekam noch ganz vorne einen Platz. Das Zelt füllte sich schnell. Der Evangelist war ein Pfarrer aus Amerika mit Namen Waldvogel. Sein Vater war einst als Pfarrer nach Amerika ausgewandert und der Sohn, der auch Pfarrer wurde, kam nach Kriegsende mit dem Zelt der Volksmission nach Deutschland. Damals war es Deutschen noch nicht erlaubt, auf Großveranstaltungen zum Volk zu sprechen. Als er zu reden begann, merkte ich gleich, hinter diesem Mann ist eine besondere Kraft. Als die erste Versammlung beendet war, in der er über Heiligung gesprochen hatte, sagte er: „Diejenigen, welche einen Schaden, Krankheit des Leibes und der Seele haben, sollen sich hintereinander in einer Reihe aufstellen.“ Es ging verhältnismäßig rasch. Er fragte nicht den Einzelnen was ihm fehle, sondern im Gebet den Herrn. Ihm wurde dann Antwort vom Geist Gottes gegeben. Ich weiß, dass nun manchem Leser wenn er dies liest, ein kalter Schauer den Rücken hinunter geht. Aber ich möchte ihm sagen, wenn einer nicht glauben kann, dass der Heilige Geist heute noch redet, dann möge er getrost ab sofort die Bibel zu machen.

Hans Waldvogel, *Baptistenpastor einer deutsch-evangelischen Gemeinde in New York. Das evangelische Gemeindeblatt befasste sich kritisch mit diesen Versammlungen. Diese Volksmission war in ganz Süddeutschland bekannt. Der damalige Landesbischof von Württemberg Wurm sah sich im Mai 1948 genötigt zu warnen: „Wir müssen darum die Gemeinden ernstlich warnen vor allen Erscheinungen des Schwarmgeistes, besonders in den Gruppen der neueren Pfingstbewegung“. Durch die Hilfe der Amerikaner war es möglich, im Sommer 1948 und 1949 auf dem Cannstatter Wasen 4 bis 5 Wochen lang in einem gemieteten Zelt evangelistische Versammlungen abzuhalten.*

Kampf um eine Seele

Ich aber habe gehört wie er mit einer Person einen Kampf hatte, die die Sünde nicht ganz hergeben wollte und er ihr sagen musste: „Wollen sie den Heiligen Geist belügen?“ Dann kam ein Schuldbekenntnis. Als ich an der Reihe war, sagte ich: „Herr, wenn in meinem Leben noch eine Sünde da ist, die noch nicht bedeckt ist mit deinem teuren Blut, dann offenbare es mir heute!“ Der Evangelist betete dann um das Reden des Heiligen Geistes. Das waren natürlich Augenblicke voller Spannung, welche Antwort nun der Geist geben wird. In meinem Fall lautete sie so: ,,Dieses mein Kind darf geheilt nach Hause gehen und an dem Ort wo ich es hingestellt habe, ein Zeuge

der ganzen Erlösung sein.“ Pfarrer Waldvogel sagte: „Ach wie herrlich ist es, solch eine Botschaft zu bekommen.“ Ich schreibe dies mit innerem Zittern, weil ich weiß, dass ich der Liebe und Barmherzigkeit nicht wert bin. Ich weiß auch, dass ich manchmal nicht in der ganzen Erlösung gestanden bin und aus Menschenfurcht oft geschwiegen habe. Es war oft nicht aus Furcht vor der Welt, sondern aus Furcht vor manchem Stunden - Bruder, der in manchen Ansichten nicht mit mir einig war. Bei einem Widerspruch von mir, hätte er denken können, ich sei hochmütig. Vielleicht kann es auch so wie im Gefangenenlager sein, dass erst eine Fotografie die nicht in die Brieftasche oder ins Herz hinein gehörte, hätte verbrannt werden sollen. Ich will nicht richten, denn der Herr ist der Richter.

Die Sonne geht auf

Als ich dann vom Zelt herauskam, ging es mir jetzt schon zum 2. Mal wie Jakob an der Stätte Pniel am Jabbok: „Es ging mir die Sonne auf.“ Es war mir „z’Mut“, als hätte ich einen neuen Leib bekommen. Am Abend hätte ich mit dem Zug fahren können, aber ich wollte nicht. Ich freute mich auf die 2 Stunden im Wald, wo ich allein sein konnte um zu preisen und loben. Es hätten sogar vier Stunden sein dürfen, ich glaube bestimmt, dass ich nicht übermüdet gewesen wäre. Schweißausbrüche hat es auch keinen mehr gegeben, obwohl ich schnell gegangen bin. Als ich dann Zuhause ankam, betrachtete mich meine Frau mit „Lux-Augen“: „Jetzt sag was isch los?“ Ich sagte nur: „Marie, so, ab jetzt brauchscht mei Kopfkissa nemme trockna!“ Sie sagte auf schwäbisch: „Des will i zairscht amol sea!“ *(Erst mal abwarten!)* Darauf ich: „Des wirscht scho morga früa seha!“ Meine Frau hatte auch etwas vom Apostel Thomas geerbt, denn sie wollte auch zuerst sehen und dann glauben. Am andern Morgen kam natürlich die Visitation mit dem Kissen und es war - trocken! Dann sagte ich zu meiner Frau: „So geht es auch mit dem Darmleiden!“ Es sind inzwischen 30 Jahre vergangen und bis zum heutigen Tag konnte noch kein Anzeichen von einem Darmleiden bei mir festgestellt werden.

Heilung durch Glauben

Wenn ich etwas von Heilung durch Glauben schreibe, möchte ich noch ein Erlebnis berichten, welches wir mit unserer ältesten Tochter Lina hatten (*Jahrgang 1923, heute im 92 Lj. Im Altersheim lebend)*. Sie war ungefähr 10 Jahre alt, als sie eines Tages heftige Schmerzen im Bauch bekam, dass sie zuletzt fantasierte. Meine Frau, mein Schwiegervater und mein Schwager, der gerade auch im Hause war, stürmten auf mich ein, ich soll doch gleich den Arzt holen. Ich sagte, er hat noch Sprechstunde und da kann er doch sowieso nicht gleich kommen. Ich gehe um ½ 8 Uhr zu ihm, wenn die Sprechstunde beendet ist. Aber ich konnte es im Wohnzimmer nicht mehr aushalten, denn meine Frau musste auf das Drängen vom Großvater und Bruder alles bereitlegen, Wäsche und was man braucht, um ins Krankenhaus zu gehen. Ich ging ins Schlafzimmer zu meiner Tochter, kniete nieder und bat den Herrn mir seinen Willen zu offenbaren. Ich bat um die Gewissheit, ob es sein Wille sei ins Krankenhaus zu gehen oder ob ER sie so heilen will. Nun, wenn es um ½ 8 Uhr noch nicht besser sei, so sehe ich das als seinen Willen an ins Krankenhaus zu gehen. Ich blieb auf den Knien bis es auf der Wohnzimmeruhr ½ 8 Uhr schlug. Da, in dem Moment kam meine Tochter zum Bewusstsein und bekannte: „Vater mir ist jetzt viel besser, ich habe keine Schmerzen mehr.“ Ich möchte jetzt dem Leser die Frage stellen: „Gibt es einen nahen, lebendigen Heiland?“

Glemser Martin

Ich nahm an einer Konferenzversammlung teil, bei der auch vom „Glemser Martin“, einem Stunden-Bruder aus bäuerlichen Verhältnissen von der Alb gesprochen wurde. Dessen Frau lag in furchtbaren Schmerzen darnieder und sie meinten es sei die damals so gefürchtete Kolik. Der Martin kniete am Bett seiner Frau nieder und betete zum Herrn: „Herr Jesus, du kannst die Schmerzen von meiner Frau wegnehmen, kannst sie auch ganz gesund machen, ich traue es dir zu.“ Der Herr nahm die Krankheit auch plötzlich weg und die Freude war groß im Hause. Am Nachmittag machte sich der Martin in seiner Freude auf den Weg zu seinem Freund Kullen, um ihm die gute Botschaft zu bringen. Kullen soll zu ihm dann gesagt haben, das sei ja selbstverständlich, dass der Heiland bei einem so schwachgläubigen Bruder wie er ja einer sei, gleich „springen“ müsse. Der Bruder auf der Konferenz meinte dann: „Das sei eine gute Arznei für den Glemser Martin gewesen, dass ihm der Kopf vor Stolz nicht geschwollen sei.“ Es gab zwar ein Gelächter darüber, aber ich dachte: „Herr, lass mich immer solch ein schwacher Bruder sein und bleiben.“

***KULLEN, Johannes**, *27.4. 1827 in Hülben, +4.3. 1905 in Hülben. J.K. führte das Werk seines Vaters in Schule und Gemeinschaft in Hülben fort, seit 1850 als Leiter der Stunde; großer Einfluss im Pietismus und Lehrerschaft. Seine Pädagogik war von großer Fröhlichkeit geprägt; er war Meister im Erzählen. Im Jahr 1881 war er neben Pfarrer Claus und Rektor Dietrich maßgeblich daran beteiligt, den »Verband der altpietistischen Gemeinschaften« zu gründen. Das Phänomen einer stabilen geistlichen Tradition über mehrere Generationen hindurch ist ein sichtbarer Segen Gottes über der Familie Kullen. Von 1722 bis 1966 (bis 1939 ununterbrochen) waren Angehörige der Familie Kullen im Hülbener Schuldienst tätig. „In Hülben schlägt das Herz des Altpietismus“: Hülbener Gemeinschaftsstunden sind seit 1784 nachweisbar. Die Kullenschen Gemeinschaften auf der Uracher Alb überdauerten mehrere Generationen bis in unsere Tage. Nachkommen aus dieser Familie sind die bekannten Jugendpfarrer Wilhelm und Johannes Busch, Essen, die Pfarrbrüder Scheffbuch und Pfarrer Konrad Eißler.*

Gottlob - schäm dich

Die zweite Erfahrung durften wir mit unserer Tochter Lina machen, als sie schon 20 Jahre alt war. Im Krieg 1943 wurde auch sie zu den „Blitzmädchen der Luftwaffe“ *(Funkerin in der Fliegerhorst-Kaserne in Böblingen, Anm.d.Red.)* eingezogen, und musste dienstlich an einem Skikurs teilnehmen. Sie fühlte sich schon nicht richtig wohl, als sie dazu in den Schwarzwald fuhren, und musste sich dort nach 8 Tagen auch tatsächlich krank melden. Als sie wieder nach Hause kam, erschraken wir sehr, als wir sie sahen, denn sie war nach unserer Ansicht vom Tode gezeichnet. Sie wollte auch sofort ins Bett, weil sie sich sehr elend fühlte. Ich selbst hatte an dem Sonntag Predigt-Dienst in der Gemeinschaft und musste deshalb gleich wieder weg. Der Text war aus Jakobus 5 genommen und handelte von der Heilung von Krankheiten durch Handauflegung durch die Ältesten der Gemeinde. Und jetzt musste ich selbst eine Kranke daheim lassen. Als ich heimkam störte ich sie nicht mehr und am andern Morgen musste ich früh zur Arbeit, weil meine Schicht schon um 6 Uhr begann. Daher sah ich meine Tochter erst am Mittag wieder und ich betete mit ihr, vor allem um Klarheit zu bekommen, was der Wille des Herrn sei. Ob er sie durch Handauflegung und Gebet heilen wird oder ob ihr Weg ins Krankenhaus führe. Ich sagte zu ihr: „Wenn um 19 Uhr noch keine Besserung eingetreten ist, dann müsse man den Arzt rufen. Um 19 Uhr ging ich dann wieder zu ihr hinauf, um zu erkunden, wie es steht und sie sagte: „Vater es ist schlimmer geworden.“ Also mussten wir zum Arzt gehen. Meine Frau wollte nicht gleich ja sagen zu diesem Weg, nachdem ich gestern vor versammelter Gemeinde den Text von der Krankenheilung durchs Gebet behandelt hatte.

„Do muas mr sich jo schämma“, sagte meine Frau zu mir. „Aber du weißt doch, dass ich auch gesagt habe, dass man vor allem um den Willen des Herrn bitten soll ehe man etwas unternimmt. Und nun bist so gut und gehst zum Arzt und bittest ihn, nach der Sprechstunde zu uns kommen!“ Wir warteten lange auf den Arzt in dieser Nacht, aber dieser kam nicht. Wir dachten, es ist sicher ein anderer dringender Fall dazwischengekommen. Als es spät wurde, gingen wir ins Bett und dachten, der kommt bestimmt sofort morgen früh. Als ich am andern Mittag heimkam und hörte, dass noch kein Arzt da war, schickten wir gleich nochmals jemand zu ihm. Daraufhin kam er schnell und entschuldigte sich vielmals, denn er habe gar nicht mehr daran gedacht. Er untersuchte unsere Tochter und sagte: „In zehn Minuten fertig sein zum Transport ins Krankenhaus.“ Es war nun schon ein schwerer Fall daraus geworden und der Arzt bekam eine scharfe Rüge vom Krankenhaus, weil er sie so spät erst eingeliefert hat. Es war nun noch eine Bauchfellentzündung *(wegen Blinddarmdurchbruch)* dazugekommen und es wurde uns gesagt, dass nur 2 % der Mädchen in diesem Alter so etwas überleben.

Fortsetzung Nr. 7 „Zwischen Leben und Tod“ folgt: